WeltBlick

MAGAZIN DER BERLINER MISSION

Nr. 3 /2023

200 JAHRE *Berliner Mission*

Jubiläum
Geschichte und Identität
Seite 10

Erinnerungen
Markus Meckel ist Missionshauskind
Seite 16

Äthiopien
Elf Brunnen schenken Wasser und Zukunft
Seite 28

BERLINER MISSIONSWERK

Impressum

BERLINER MISSIONSWERK

Nr. 3 / 2023

Die Zeitschrift **Welt***Blick* erscheint dreimal jährlich.

ISSN 2513-1524

Auflage
9.000 Exemplare

Redaktion
Jutta Klimmt, Gerd Herzog

Editorial Design
NORDSONNE IDENTITY, Berlin

Layout
Katrin Alt, hellowork.de

Druck
Bonifatius-Druckerei, Paderborn

Papier
Das Magazin des Berliner Missionswerkes wurde auf 100 % recyceltem Altpapier gedruckt. Sowohl das Umschlagpapier als auch das Papier der Innenseiten sind mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Umschlagpapier
Circle Offset white, 170 g/m²
Blauer Engel, FSC-zertifiziert, EU Ecolabel

Innenseitenpapier
Charisma Silk, 80 g/m²
Blauer Engel, EU-Umweltzeichen

Herausgeber
Direktor Dr. Christof Theilemann für das Berliner Missionswerk der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz und der Evangelischen Landeskirche Anhalts.

Kontakt
Berliner Missionswerk
Georgenkirchstraße 69 / 70
10249 Berlin
E-Mail: redaktion@berliner-missionswerk.de
Telefon: 030/24344-168

Spendenkonto
Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Titel

Dass dies ein historisches Foto ist, erkennt man nicht auf den ersten Blick. Vieles ist unverändert geblieben am Missionshaus in der Georgenkirchstraße in Berlin-Friedrichshain. Eingeweiht 1873, wird das Haus 150 Jahre alt. Grund genug, schon jetzt ins Jubiläumsjahr 2024 zu starten: 200 Jahre Berliner Mission! (Foto: Archiv)

Für Sie immer aktuell!
Gerne informieren wir Sie jederzeit aktuell. Besuchen Sie unsere Webseiten
→ *www.berliner-missionswerk.de*
→ *www.talitha-kumi.de*

Oder bestellen Sie unseren kostenlosen E-Mail-Newsletter.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Betreff »Newsletter« an
redaktion@berliner-missionswerk.de

Bildnachweis
S. 6 Bim/iStock; **S. 8/9** Matthias Kindler, **S. 16–20** Gerd Herzog; **S. 21** Konstantin Börner; **S. 22** li. Martin Frank, re. LWB/Albin Hillert; **S. 24** Gerd Herzog; **S. 26–28** Martin Frank; **S. 29** Gerd Herzog; **S. 32** Jutta Klimmt (Kageyama u. Chi-Yi), Gerd Herzog (Ratushniak u. Schöpflin); **S. 33** ELA (Liebig), Gerd Herzog (Neubert u. Stachura), Jutta Klimmt (Lai); **S. 36** Gerd Herzog

HABEN SIE ANREGUNGEN, KRITIK ODER THEMENWÜNSCHE?

Schreiben Sie uns per E-Mail oder Brief an

redaktion@berliner-missionswerk.de

Berliner Missionswerk
Redaktion **Welt***Blick*
Georgenkirchstraße 69/70
10249 Berlin

WIR FREUEN UNS AUF IHRE ZUSCHRIFT!

www.blauer-engel.de/uz195
RG4

Dieses Druckerzeugnis ist mit dem Blauen Engel ausgezeichnet.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

Jutta Klimmt

leitet das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes.

200 Jahre Berliner Mission – das ist Anlass für uns, zurückzublicken, innezuhalten, zu feiern. Und auch den Blick nach vorn zu wagen.

Am 29. Februar 1824 wurde sie gegründet, die »Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden«. Wie schauen wir heute auf diese Anfänge? Wie gehen wir mit den Brüchen um, mit Verfehlungen und Schuld?

»Die kritische Aufarbeitung der Geschichte der Berliner Mission gehört wesentlich zu unserem Selbstverständnis«, betont Direktor Dr. Christof Theilemann in seinem Beitrag. So sei etwa die Rolle der Mission im Maji-Maji-Aufstand in Tansania noch genauer zu untersuchen. Aber auch die Situation während der nationalsozialistischen Verbrechensherrschaft oder den intensiven Einsatz des Werkes gegen die Apartheid in Südafrika gelte es zu beleuchten und zu dokumentieren. Eine Erweiterung und Umgestaltung der Geschichtsausstellung im Haus ist bereits in Arbeit.

Die Jahre in der DDR nimmt für uns Markus Meckel in den Blick. Seine Eltern bezogen 1959 eine Wohnung im heutigen Missionshaus. »In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, als Besuche wieder möglich waren, wurde das Missionshaus zu einem Ort der Begegnung zwischen Ost und West«, erinnert sich der SPD-Politiker. Am Tag der Offenen Tür am 29. November – die erste große Veranstaltung im Reigen der 200-Jahr-Feierlichkeiten – wird Meckel selbst durchs Haus führen und von den Eindrücken aus seiner Kindheit erzählen.

Neben der Geschichte des Werkes steht der Blick ins Heilige Land im Fokus dieses Heftes. Wie stärken wir jetzt unsere Schule Talitha Kumi? Wie feiern wir 2024 den Weltgebetstag, der von Frauen aus Palästina vorbereitet wurde? »Festhalten an der Vision des Friedens« – das wünscht sich unser Nahostreferent Dr. Simon Kuntze auch für die Zukunft.

Bleiben Sie behütet!

Ihre

Inhalt

10

Grundsätzliches
Geschichte und Identität

16

Erinnerungen
Markus Meckel ist »Missionshauskind«

2 Impressum

3 Editorial

4 Inhalt

6 **Meditation: Innehalten vor Gott**
Von Konsistorialpräsidentin Dr. Viola Vogel

200 JAHRE Berliner Mission

10 Grundsätzliches
Geschichte und Identität
Die Aufarbeitung hat einen Platz

16 Erinnerungen
Missionshauskind
Markus Meckel über prägende Jahre

21 BibelSeite
»Es gibt keine Alternative zum Dialog«
Die Mission der Zukunft ist ökumenisch

22 **KurzForm**

24 WeltReise
Heiliges Land: Festhalten an Vision des Friedens

26 WeltReise
Weltgebetstag: An die Frauen denken

24

Heiliges Land
Festhalten an der Vision des Friedens

26

Weltgebetstag
An die Frauen denken

28

Äthiopien
Elf Brunnen schenken jetzt Wasser und Zukunft

28 WeltReise
Überwältigender Empfang

31 DreiFragen
Samir Sadak über das diakonische Engagement in Ägypten

32 **Menschen mit Mission**

34 **LeseStoff**

36 **Spenden und Helfen: Talitha Kumi**

INNEHALTEN *vor Gott*

»Nicht das Leben, das wir empfangen, ist kurz, nein, wir machen es dazu, weil wir niemals mit uns selbst zusammen sein können.«

Seneca

VON KONSISTORIALPRÄSIDENTIN DR. VIOLA VOGEL

Sich Zeit nehmen – das ist ein bewusster Akt des Innehaltens vor Gott. Ein Gottesdienst ist immer eine Möglichkeit zu erleben, was der Stoiker Seneca mit »sich selbst gehören« beschreibt – sich selbst zu gehören in Rückbindung an Gott, möchte ich anfügen. Sich selbst gehören in Rückbindung an Gott (und nichts anderes heißt ja »Re-Ligio«: Religion), das ist nicht wenig in dieser unserer geschäftigen Zeit. Einer Zeit, die bestimmt ist von vermeintlich dauernd nötiger Selbstoptimierung, Selbstverwirklichung, einer rasant voranschreitenden Digitalisierung unseres Lebens im Dauerrauschen von »immer schneller, höher und weiter«. Einer Zeit, die buchstäblich alle unsere Sinne gefangen nimmt und sie allein nach außen orientiert und auf das »Haben« im Sinne eines Sich-Einverleibens und Konsumierens richtet.

Dabei, so sagt Seneca, haben wir »kein kurzes Leben empfangen, wir haben es nur kurz gemacht« und zwar, weil wir unsere Sinne immer nur nach außen, auf die vergnügungssüchtige Welt gerichtet haben, aber niemals, wie er sagt, »mit uns selbst zusammen sein konnten«.

Was also tun? In einer Zeit wie der unseren, die als Zeit der rasanten Transformation beschrieben wird. Dieser Container-Begriff Transformation, der alle Megatrends zugleich meint: Digitalisierung, Individualisierung, Säkularisierung, Vereinsamung, demographische Entwicklung, Fachkräftemangel, Post-Corona-Gesellschaft …

Diese Transformation heißt und verheißt ja vom Wortsinn her ganz positiv »Umgestaltung, Verwandlung«, lässt aber den von ihr betroffenen Menschen gegenüber offen, auf welches Ziel hin, wofür und mit welcher Verheißung sie sich auf diese umfassende Dauer-Transformation unserer Gesellschaft und ihres persönlichen Lebens einlassen sollen. Könnte diese Ziellosigkeit der Transformation unserer Gesellschaft einer der Gründe dafür sein, dass viele Menschen sie als reine Verlustgeschichte wahrnehmen, die zu Ohnmachtsgefühlen und Angst – bei manchen auch zu Aggression und Wut – führt, jedenfalls nicht als die verheißungsvolle »Verwandlung« hin zu einer besseren, liebesfähigeren und gütigeren Welt, um die es sich zu kämpfen lohnt?

Und wenn das so ist, was kann dann unsere Landeskirche, die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische-Oberlausitz als Stimme Gottes in der Welt – zu diesem Transformationsprozess – beitragen? Denn Transformation im Sinne eines Modernisierens, Reformierens und Verwandelns der »Institution Kirche« ist ja wünschenswert, notwendig geradezu und durchaus verheißungsvoll.

Nun habe ich die Ehre, als Präsidentin des Konsistoriums der EKBO einer kirchlichen Verwaltungsbehörde in unserer Landeskirche vorzustehen, die

aufgerufen ist, kirchliche Transformation zu gestalten und Kirche als Institution weiter in der Moderne einen Platz zu geben.

Diese kirchliche Verwaltungsbehörde trägt den Gegenpol zum Transformationsgeschehen bereits in ihrem Namen: Konsistorium. Dem landesherrlichen Kirchenregiment, König Friedrich Wilhelm III. als ehemaligem summus episcopus und der ehrwürdigen Evangelischen Kirche der altpreußischen Union sei Dank.

Konsistorium stammt von dem lateinischen Wort consistere, und das heißt viel: Sich gemeinsam aufstellen, Stellung beziehen (zu Gott und in der Welt); bestehen, im Sinne von festen Fuß fassen, sich behaupten; sich auf Dauer niederlassen, sich ansiedeln; Posten beziehen, militärisch antreten; sich auf jemandes Seite stellen, Eintreten für die Schwachen, die ohne Worte oder im Dunkeln sind und die man nicht sieht; bei seiner Meinung bleiben, vor Anker gehen und nicht zuletzt bedeutet es zur Ruhe kommen, sich fassen.

Gerade die letztgenannte Bedeutung ist mir besonders wichtig. So können Freiräume entstehen zur Fokussierung auf ein Ziel, das uns als evangelische Kirche vorgegeben ist: Sich in Nächsten- und Gottesliebe einzuüben, ist unser Auftrag, um den Glaubenden wie den Nichtglaubenden das Angebot zu machen, in Gott sich selbst zu gehören.

Ein Konsistorium und die darin wirkenden Menschen wie auch ihre Präsidentin sind dann wirksam, wenn sie sich gemeinsam mit den anderen kirchenleitenden Organen aufstellen, um zielgerichtet einzutreten für andere sowie zu Gott und der Welt Stellung zu beziehen. Um diese Welt verheißungsvoller, liebesfähiger und gütiger zu gestalten. Gemeinsam. In Gottes Namen.

Dr. Viola Vogel

ist seit August Konsistorialpräsidentin der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Grundlage dieser Meditation ist die Rede, die sie anlässlich ihrer Einführung am 21. September in der Marienkirche hielt.

200 JAHRE

Seit 200 Jahren evangelisch, verlässlich, weltweit unterwegs; seit 150 Jahren am Friedrichshain verwurzelt. Heute ist das Berliner Missionswerk ein modernes Ökumenisches Zentrum für seine beiden Trägerkirchen.

Berliner Mission

GESCHICHTE und IDENTITÄT

29. Februar
1824

Entschluss zur Gründung einer Missionsgesellschaft (nach erfolgreichem Spendenaufruf des Theologen August Neander)

Die kritische Aufarbeitung unserer Geschichte hat einen Platz im Haus

Wer heute den Bibliotheksbereich auf der ersten Etage des historischen Missionshauses betritt, findet rechter Hand einen kleinen Raum. Hier hat das Berliner Missionswerk vor Jahren eine Ausstellung zu Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eröffnet.

TEXT: CHRISTOF THEILEMANN

Den Anfang nahm dies unter der Ägide des damaligen Direktors Roland Herpich. Zehn Jahre später wurde deutlich, dass der Raum einer Umgestaltung bedurfte. Die Debatte zum Thema Mission und Kolonialismus war vorangeschritten; Museen und Ausstellungen bedürfen ohnehin beständig der Evaluation. Nach Debatten im Kollegium wurde eine externe Kommission unter Leitung von Akademiedirektorin Dr. Friederike Krippner gebildet, die einen kritischen Blick auf das bisherige Museum warf – auch unter Beteiligung von Partner:innen und Forscher:innen aus Deutschland, China, Taiwan, Südafrika und Tansania. Die Ergebnisse dieses Prozesses machte sich der Missionsrat zu eigen. Zwei Historikerinnen entwarfen ein Konzept zur Umgestaltung des Raumes, das das Kollegium sehr überzeugte. Nun gehen wir an die Umsetzung. Unter dem Titel »Mission – Reflexion« soll der Raum integraler Bestandteil des Gedenkens an 200 Jahre Berliner Mission sein.

Deutlich wurde bei alldem: Die kritische (und nötige!) Aufarbeitung der Geschichte der Berliner Mission gehört wesentlich zum Selbstverständnis des Berliner Missionswerkes. Sie ist auch deshalb nötig, weil aus den Verflechtungen zwischen Mission und Kolonialismus im Lateinamerika der Konquistadoren oder aus dem deutschen Genozid der Herero und Nama im damaligen Deutsch-Südwestafrika nicht ein undifferenziertes Pauschalurteil über alle Mission gefolgert werden kann. Wichtig wird es beispielsweise auch sein, die Situation des Hauses während der Herrschaft des nationalsozialistischen Verbrechensregimes oder den intensiven – und heute fast vergessenen – Einsatz des Werkes gegen die Apartheid in Südafrika sowie die Situation des Hauses während der DDR-Zeit zu dokumentieren. Sie standen bisher nicht im Blickpunkt der Ausstellung.

Noch etwas zur Frage der Aufarbeitung: Das Berliner Missionswerk hat Anlass, die Rolle der Mission und ihrer Schuld etwa im Maji-Maji-Aufstand in Tansania (und nicht nur dort) kritisch zu beleuchten. Diese Aufarbeitung wurde bereits vor etlichen Jahren begonnen – übrigens auch damals unter externer Begleitung. Daneben ist aber auch darauf hinzuweisen, dass die Berliner Mission vor Ort war,

24. Mai
1824

Gründung der »Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden«

1828

Entscheidung, eigene Missionare zu entsenden

1833

Erste Entsendung von fünf Missionaren nach Südafrika

1834

Bethanien wird in Südafrika erste Missionsstation

1865

Hermann Theodor Wangemann wird erster Direktor

1851

Theodor Fliedner, Gründer des Diakoniewerks in Kaiserswerth, errichtet ein Kinderheim für arabische Mädchen. Daraus wird später Talitha Kumi

1837

Grundsteinlegung für erstes Missionshaus an der Sebastianstraße

1872

Grundsteinlegung für das Missionshaus an der Georgenkirchstraße

1882

Erste Entsendung nach China, Kanton/Guangzhou

1885

Erste Ordinierung südafrikanischer Pfarrer

1888

Gründung der Missionsbuchhandlung

1891

Erste Entsendung nach Ostafrika, ins Kondeland. Gründung von Wangemannshöh

1898

Beginn der Arbeit in Tsingtau (China), damals deutsches Pachtgebiet

1899

Erweiterungsbau an der Georgenkirchstraße (heute Haus 2 des Evangelischen Zentrums)

1905

In Deutsch-Ostafrika beginnt der Maji-Maji-Aufstand, der von Kolonialtruppen brutal niedergeschlagen wird

1907/08

Umbenennung in Berliner Missionsgesellschaft

1920

Erste Aussendung nach dem Ersten Weltkrieg

1933/34

Direktor Siegfried Knak und die Mehrheit der Missionsinspektoren treten dem Pfarrernotbund bei (später: Bekennende Kirche)

1941

Letzter Missionsbericht vor dem Verbot durch die Nationalsozialisten

1945

Missionshaus wird Flüchtlingsunterkunft für ausgebombte Nachbarn

1946

Nach Kriegsende große Zwangsausweisung von China-Missionaren

1948

Erste Aussendung nach dem Zweiten Weltkrieg

1971

Berliner Missionsangehörige müssen Südafrika verlassen; nach Kritik der Berliner Mission am Apartheidsregime

1972

Missionsgesellschaft Berlin (West) wird zum Berliner Missionswerk (West)

1973/74

In der DDR Umbenennung in Ökumenisch-Missionarisches Zentrum/ Berliner Missionsgesellschaft (BMG/ ÖMZ)

1974/75

Die Deutsche Ostasienmission und der Jerusalemsverein werden in das Berliner Missionswerk (West) integriert; Übernahme der Trägerschaft von Talitha Kumi

1982

Anschlag des äthiopischen Geheimdienstes auf Referent Gunnar Hasselblatt misslingt

1970

Gründung des Ökumenisches Freiwilligenprogramms

1968

Missionsgesellschaft Berlin (West) zieht als Mieter in das Haus der Gossner Mission in der Handjerystraße

1963

Gründung der Missionsgesellschaft Berlin (West)

1961

Eröffnung des Neubaus von Talitha Kumi in Beit Jala

1951

Heimkehr der letzten China-Missionare

1989/90

Die Satzung wird überarbeitet: Eintreten für die Menschenrechte wird eines der erklärten Ziele

1992

Zusammenschluss von BMG/ÖMZ und Berliner Missionswerk (West); Gründung des heutigen Berliner Missionswerkes

1999

Bezug des sanierten Missionshauses (Haus I des Ev. Zentrums)

2009

Arbeitsgebiet Interreligiöser Dialog: Prinz Charles besucht das Fußballspiel »Pfarrer gegen Imame«

2014

Feier zum 190. Jubiläum mit allen Partnerkirchen

lange bevor Südafrika britische Kolonie bzw. britisches Protektorat wurde. In Ostafrika waren schon Missionare vor Ort, bevor das Gebiet deutsche Kolonie wurde. Die Berliner Mission hat sich später eher gesträubt, ihre Mission dort auszuweiten. Südchina, die Guangdong-Provinz, war (außer Hongkong) nie eine Kolonie. Aber gerade dort lag ein Hauptarbeitsgebiet der Berliner Mission. Anders im deutschen Pachtgebiet Kiautschou. Hier hat die deutsche Expeditionstruppe im Boxerkrieg schlimme Massaker verübt. Doch der zuständige Superintendent vor Ort hat diese Verbrechen deutlich kritisiert. Oft saßen die Missionar:innen zwischen allen Stühlen. Es ist also zwischen den verschiedenen Orten der Mission zu differenzieren. Und Gleiches gilt für ihre Vertreter:innen. Hier liegen Welten zwischen der Einstellung eines Alexander Merensky und der eines Richard Wilhelm oder einer Emily Lehmann. Überhaupt wird die Rolle der Frauen in der Missionsgeschichte unterbewertet, noch heute. Sie waren den Menschen vor Ort häufig näher als die Männer. Gerade im Hongkonger Waisenspital und in der Guangdong-Provinz in China haben sie Bemerkenswertes geleistet.

Doch die Tätigkeit des Berliner Missionswerkes lässt sich eben nicht allein auf die Geschichte reduzieren. Denn das Werk ist nach dem Willen der Kirchenleitung der EKBO das Ökumenische Zentrum unserer Landeskirche und der Evangelischen Landeskirche Anhalts. Hier geht es also auch um unsere Gegenwart und um die Perspektive auf die Zukunft, auf die wir hinarbeiten. Unser Werk hat neben den Partnerschaften, die aus der Berliner Mission stammen (im Südlichen Afrika, in Tansania, in China), auch solche zu betreuen, die eine andere Geschichte haben. Die Kuba-Partnerschaft und der Blick auf Osteuropa etwa spielten eine wesentliche Rolle schon in der Zeit, als das Ökumenisch-Missionarische Zentrum im Ostteil der getrennten Stadt Berlin versuchte, das Erbe der Berliner Mission weiterzutragen. Viele andere Partnerschaften wurden im Westteil vorangebracht, so etwa der Einsatz für die seinerzeit unter Militärregimes leidenden Christ:innen in Taiwan und Südkorea. Dazu kamen die im Zusammenhang mit der Union der Evangelischen Kirchen entstandenen Beziehungen zur United Church of Christ in den USA und Japan und dann die per Partnerschaftsvertrag verbrieften Kontakte etwa zur Diözese London der Kirche von England und zur Diözese Göteborg der Kirche von Schweden. Ein Zeitstrahl soll diesen geschichtlichen Komplex in der Ausstellung lebendig werden lassen. Stimmen aus den Partnerkirchen und Einzelschicksale werden dieses Bild ergänzen.

DANK

Wir danken der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte, die bei der Aufklärung unserer Geschichte Großes leistet. Unser Dank gebührt vor allem auch dem Berliner Senat, der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin und der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz. Denn der Senat und die Stiftung haben mit erheblichen Fördermitteln dazu beigetragen, dass die Umgestaltung unserer Ausstellung realisiert werden kann. Diese Unterstützung kann man nicht hoch genug einschätzen. Unsere Landeskirche hilft uns finanziell bei der Durchführung des Gedenkens und der Feiern im Zusammenhang der 200 Jahre Berliner Mission. Wir danken aber auch unseren vielen Förder:innen, ob kirchlich oder nichtkirchlich, die uns die Mittel zur Verfügung stellen, auch selbst dieses wichtige Unterfangen zu finanzieren. Vor allem aber helfen sie, unsere Arbeit in die Zukunft zu tragen!

Zur Gegenwart und Zukunft des Werkes gehören daneben die für das Ökumenische Zentrum bedeutenden Themen: der Interreligiöse Dialog, Migration und Integration, die Ökumene in Landeskirchen und Bundeshauptstadt, die Beziehungen zu den internationalen Gemeinden und der an unsere Partnerkirche angebundene, vitale Freiwilligendienst. Deshalb ist unser Ziel, in dieser Ausstellung ein vielschichtiges und vielstimmiges Bild der Wirklichkeit, wie unsere Partner:innen, unsere Mitmenschen von einst und jetzt und wir selbst sie wahrnehmen. Uns geht es um den Dialog mit den Besucher:innen, um Interaktion. Denn: Die Wirklichkeit ist komplex …

Das alles zeigt ein doch etwas anderes Bild als das eines traditionellen Missionswerks. Freilich bleibt es dabei: Unser Werk hat eine Mission. Die drückt sich in unserem Leitbild aus → *berliner-missionswerk.de/ueber-uns/unser-leitbild*. Grundgedanke hierbei ist das Konzept der missio Dei (Lateinisch für: die Mission Gottes). Das besagt: Gott allein schafft Glauben. Menschen können den Glauben weder herbeizwingen, noch suggerieren, noch schaffen. In dieser Beziehung sind sie Nichtstuer (vgl. Röm 4,5). Was wir aber tun können und tun sollen, ist Rechenschaft zu geben über die Hoffnung, die in uns ist (vgl. 1. Petr 3,15). Wir dürfen bezeugen, was wir lieben, wie Fulbert Steffensky schreibt. Dieser moderne Missionsbegriff, der im Anschluss an den Theologen Karl Barth 1952 auf der Weltmissionskonferenz in Willingen formuliert wurde, ist nach unserer Sicht genau das, was das Neue Testament für die christliche Mission wollte. Diese Sicht auf die Dinge mag in der Geschichte der Mission mitunter pervertiert worden sein. Sie aber wie das Kind mit dem Bade auszuschütten ist nicht unsere Sache.

Wir investieren viel in diesen kleinen Raum. Möge das ausstrahlen in unser Tun! Doch mit diesem Raum allein ist es nicht getan: Er ist Teil jenes größeren Prozesses, in dem das Berliner Missionswerk zurückschaut auf 200 Jahre Geschichte, in dem es Gegenwart gestaltet und Zukunft konzipiert. Wir wollen Begegnung initiieren, Begegnung mit den Menschen, die das Gleiche wollen wie wir: den Weg zu mehr Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung zu beschreiten. Mit Gottes Hilfe! Missio Dei …

Dr. Christof Theilemann

ist Direktor des Berliner Missionswerkes.

Markus Meckel an der Eingangstür des Evangelischen Zentrums Georgenkirchstraße. Zunächst zog er mit seiner Familie ins heutige Haus 2, später ins Haus 1.

Missionshaus KIND

Markus Meckel erinnert sich an eine besondere Zeit

Markus Meckel war sechs Jahre alt, als er 1959 mit seinen Eltern in eine Wohnung im Missionshaus zog. »Es gab hier persönliche Begegnungen und theologische Diskurse, die es woanders nicht gegeben hat«, sagt er rückblickend, »dieses Haus war keine unzugängliche Burg, sondern eine ausstrahlende Feste«. In seinen Erinnerungen hat sich Markus Meckel an diese prägende Zeit erinnert. Die Texte stammen aus dem ungekürzten Manuskript.

BLUTSBRÜDERSCHAFT

»Das Leben im Berliner Missionshaus war für uns Kinder faszinierend. Es war ein abgeschirmter sozialer Raum. Die Kinder der im Haus lebenden Familien und der große Hof waren in den ersten Schuljahren der bevorzugte Kommunikationsrahmen. Wir bildeten Banden, bauten im Herbst Laubhütten und kämpften – wenn nötig – gemeinsam mit Stöcken gegen die Kinder der umliegenden Straßen. Blutsbrüderschaft und die ersten Zigaretten mit meinem Freund Herbert Wekel – all das fand in diesem großen, durch Mauern abgeschirmten Missionshausgarten statt. Die Familien Meckel, Brennecke, Pietz, Wekel und Althausen hatten viel Kontakt miteinander. Dabei spielten die Frauen eine wesentliche Rolle. Sie trafen sich reihum monatlich zum »Näh-Kreis«, bei dem die verschiedensten Produkte für den jährlich stattfindenden »Missionsbasar« hergestellt wurden; es wurde gestrickt, genäht, bestickt und gehäkelt. Es hieß manchmal, dass die Frauen auch im Hintergrund aktiv wurden, wenn ihre Männer Konflikte miteinander austrugen, was wohl nicht ganz so selten war. Noch Jahrzehnte nach dem Tod ihrer Männer trafen sich meine Mutter, Frau Brennecke, Frau Pietz und Frau Althausen regelmäßig.«

ABENDBROTTISCH

»Die Kommunikation zu Hause war jedoch mitnichten auf den Osten beschränkt. Auch in die westliche Welt gab es vielerlei Kontakte. Als für Südafrika zuständiger Referent der Berliner Mission brachte mein Vater immer wieder Afrikaner und Missionare von dort zu uns nach Hause. Da ging es am Abendbrottisch auch um die Apartheidpolitik. Einen dieser Missionare, Christian Fobbe, der später als Gegner der Apartheid aus Südafrika ausgewiesen wurde, hatte ich besonders ins Herz geschlossen. Per Post schickte er mir einen afrikanischen Schild und Speer, der noch heute in unserem Landhaus hängt, und zwei geschnitzte Vögel aus Horn, die in meinem Bücherregal stehen.«

POSAUNENFAHRTEN

»Mit neun Jahren begann ich in im Posaunenchor Trompete zu spielen. Das Blasen wurde dann besonders wichtig für mich, als der Jugenddiakon der benachbarten Advent Gemeinde, Peter Ellert, und der damalige Berliner Stadtjugendwart Heinz Scholz, Posaunenfahrten ins Brandenburgische Umland unternahmen. Seit 1965 zogen wir jedes Jahr etwa zwei Wochen lang mit dem Fahrrad durchs Brandenburger Land. Auf dem Gepäckträger und Rücken alles, was wir zum Spielen und für die Reise brauchten, fuhren wir von Ort zu Ort und gestalteten dort abends Posaunenfeierstunden und Gottesdienste. Untergebracht waren wir meist bei Gemeindemitgliedern auf den Bauernhöfen. Das war eine herrliche und unvergessliche Erfahrung. Noch heute ist der Geruch von reifem Getreide für mich mit diesen Posaunenfahrten verbunden. Vor allem in die Uckermark gingen mehrere dieser Fahrten, der Region im Norden Brandenburgs, die später für fast zwei Jahrzehnte mein Wahlkreis für den Bundestag wurde.«

ADVENT

»Der Zusammenhalt der im Haus lebenden Familien und Mitarbeiter wurde immer sehr gepflegt. Eine lange Tradition war das Adventssingen am ersten Advent. Am Nachmittag kamen alle Kinder der Familien in die Wohnung des Direktors, alle ausgerüstet mit einer Kerze und einem »Tropfenschutz«,

einem runden Stück Pappe, in dem die Kerze steckte. Von dort zogen wir Adventslieder singend als Kerzenprozession durch das ganze Haus und alle Wohnungen. Die in den Wohnungen lebenden Erwachsenen schlossen sich an, so dass die Schlange immer länger wurde. Es endete in einem Saal des Hauses, wo noch eine Andacht gehalten wurde.«

SCHULE

»Meine Einschulung war 1959 in Berlin. In die nicht weit vom Missionshaus entfernte Schule gingen fast alle Kinder aus dem Haus. Einige ältere jedoch besuchten zu dieser Zeit noch Schulen in Westberlin. Die Lehrer in unserer Schule hatten sich daran gewöhnt, in jeder Klasse mindestens ein Kind aus dem Missionshaus zu haben. Insofern unterschied sich meine Erfahrung stark von der anderer christlicher Schüler, die oft allein in der Klasse waren und weder der Pionierorganisation noch der Freien Deutschen Jugend (FDJ) angehörten und es deshalb oft schwer hatten. Das bedeutete normalerweise, dass diese Schüler keine Jungen Pioniere waren, also nicht der staatlichen Jugendorganisation angehörten. Sie waren auch keine Mitglieder der FDJ und nahmen auch nicht an der in den 1954 mit viel Druck und Propaganda eingeführten Jugendweihe teil. Diese massive Präsenz widerspenstiger Christenkinder brachte dieser Schule im Wettbewerb der Schulen erhebliche Nachteile. Man kämpfte ja um möglichst vollzählige Mitgliedschaft. Später hörte ich, dass der Stadtbezirk mit der Zeit die Kinder aus dem Missionshaus schlicht nicht mehr in die Rechnung einbezog, so dass die Schule wieder den Wettbewerb bestehen konnte.«

MAUERBAU

»Obwohl vermutlich auch für meinen Vater die Schließung der Grenze nicht völlig überraschend kam, hatte er doch nicht damit gerechnet. Es muss für sie ein tiefer Einschnitt in ihre Lebenswelt gewesen sein. Zwar hatte sich ihr Leben bis dahin schon lange weitgehend im Osten abgespielt, doch war es gleichzeitig – durch Herkunft, Kontakte und Selbstverständnis – von dem gesamtdeutschen Zusammenhang geprägt, sowohl privat wie in der kirchlichen Arbeit. Jetzt, mit dem Mauerbau, war für beide Eltern ein großer Teil ihrer Lebenswirklichkeit regelrecht amputiert worden. Das hat sie schwer getroffen. In der zweiten Hälfte der 1960er Jahre, als in Berlin wieder Besuche von West nach Ost möglich wurden, wurde das Missionshaus in der Georgenkirchstraße und auch unsere Wohnung zu einem Ort der Begegnung zwischen Ost und West. Viele Gemeinden aus der ganzen DDR trafen sich bei uns im Haus mit ihren Partnergemeinden aus Westdeutschland, besonders zu der Zeit, als es noch schwierig war, Einreisen in die »Ostzone«, in die DDR außerhalb Berlins zu bekommen. Die westlichen Gemeindegruppen brachten oft Jugendliche mit und suchten für diese dann Jugendliche aus den Jungen Gemeinden Ostberlins als Gesprächspartner. Da wir Missionshauskinder leicht verfügbar waren, wurden wir fast standardmäßig eingespannt.

»Hier war der Kindergarten«: Im Missionshaus wohnten mehrere Pfarrfamilien mit vielen Kindern.

ZU WANDELN DIE ZEITEN.
ERINNERUNGEN
Markus Meckel
Evangelische Verlagsanstalt
Leipzig, 2. korr. Auflage
2020, 512 Seiten, 29,80 €

Manchmal wurde mir das schon zu viel, da sich die Gesprächsthemen rasch wiederholten. Es ging zuerst um den Vergleich von Preisen und Mieten, um die Anforderung an den Schulen, dann wurde es aber schwer, den staatlichen und gesellschaftlichen Druck, unter dem wir standen, verständlich zu machen.«

MARTIN LUTHER KING

»Im Jahr 1964 wurde mir die Möglichkeit zuteil, Martin Luther King persönlich zu erleben. Er war vom Regierenden Bürgermeister Willy Brandt nach Westberlin eingeladen worden, erhielt von der Kirchlichen Hochschule in Zehlendorf einen Ehrendoktor und hielt eine große Rede auf der Waldbühne. Sein Wunsch war es jedoch, auch in den Osten der Stadt zu kommen. Heinrich Grüber hatte die Kontakte dafür hergestellt. Bei der Führung der Kirche in Ostberlin war dieser Besuch auch mit Ängsten verbunden, doch der neu eingeführte Generalsuperintendent Gerhard Schmitt unterstützte es – und so geschah es. Die amerikanische Militäradministration war nicht begeistert von Kings Wunsch – und organisierte es, dass er im entscheidenden Augenblick seinen Pass nicht bei sich hatte. King fuhr trotzdem an die Grenze – und die überraschten Grenzpolizisten der DDR ließen ihn schließlich passieren, seine Identität mit der Kreditkarte ausweisend.
Martin Luther King predigte in der Berliner Marienkirche. Mein Vater hatte mich dorthin mitgenommen. Ich erinnere mich noch an die besondere Atmosphäre; die Kirche war völlig überfüllt. Weil der Andrang so groß war, wurde schließlich entschieden, dass Martin Luther King im Anschluss einen weiteren Gottesdienst in der nicht weit entfernten Sophienkirche hielt. Erst vor wenigen Jahren tauchte im Archiv der Staatssicherheit eine Aufnahme der damaligen Predigt von Martin Luther King in der Marienkirche auf. Es war für mich sehr bewegend, diese Predigt nach Jahrzehnten wieder, und erstmalig verstehend, zu hören. King bekräftigte – damals, in diesen heißesten Zeiten des Kalten Krieges –, dass auf beiden Seiten der Mauer Gottes Kinder lebten und es wichtig sei, Brücken zu bauen. Eine Botschaft, die zu dieser Zeit auf beiden Seiten wenig Freude verursachte, aber bei den Hörern in beiden Kirchen Ostberlins durchaus Hoffnung machte und Trost spendete. Als Martin Luther King 1968 ermordet wurde, erschütterte uns das zutiefst.« /

»Es gibt keine Alternative zum Dialog«

Mit dem Direktor in der Bibel geblättert

Was ist ein Jubiläum?
CHRISTOF THEILEMANN: Ein Jubiläum ist gemeinhin eine Erinnerungsfeier, wenn ein bestimmtes Datum sich jährt. Ursprünglich kommt das vom alttestamentlichen Jubeljahr/Jobeljahr her. In der Regel ist also ein Jubiläum ein Anlass, etwas Erfreuliches zu feiern.

Warum »feiern« Sie die 200 Jahre der Berliner Mission?
CHRISTOF THEILEMANN: Über diese Frage haben wir sehr intensiv hier im Berliner Missionswerk, dem Rechtsnachfolger der Berliner Mission, debattiert. Denn es hat auch Verflechtungen der Mission mit dem Kolonialismus gegeben, die Schatten auf die Mission werfen. Diese müssen transparent aufgearbeitet werden. Da sind wir dran. Anderseits wäre es ein grober Fehler, die Geschichte der Mission auf diese Schattenseiten zu reduzieren. Leider geschieht das hin und wieder in unserer gesamtgesellschaftlichen Debatte. Die Berliner Mission hatte Stärken in ihrer diakonischen Arbeit und in ihrer Bildungstätigkeit. Sie wollte mit den Menschen das Evangelium von dem teilen, der die »Versöhnung für unsere Sünden, nicht allein aber für die unseren, sondern auch für die der ganzen Welt« ist (1. Johannesbrief 2,2). Das betonen immer wieder gerade unsere Partnerkirchen in Afrika und China. Der amerikanische Historiker Jeremy Best hat nachgewiesen, dass in zweierlei Hinsicht die Berliner Mission in Ostafrika nicht dem Kolonialismus nachgegeben hat: Zum einen war das Ziel immer, die Menschen vor Ort beim Aufbau eigener Volkskirchen zu unterstützen. Und: Die Missionar:innen haben es nie aufgegeben, in der Ortssprache zu unterrichten – obwohl sie dafür von deutschen Kolonialisten heftig angefeindet wurden. Insofern dürfen wir dieser 200 Jahre gedenken, nicht triumphalistisch, aber auch nicht unter Beiseitelassen all des positiv Geleisteten. Ein Beispiel für dieses Positive ist für mich die letzte Chinamissionarin der Berliner Mission, Emily Lehmann. Auf die Fürsprache eines Berliner Rabbiners hin ging sie, die ursprünglich an dieser Perspektive zweifelte, in die Mission. Wie sie in China mit den Menschen gelebt hat, wie sie dort für die Menschen da war, selbst unter den schwierigen Umständen der japanischen Besetzung der Guangdong-Provinz, das ist beispielhaft.

Was kommt danach?
CHRISTOF THEILEMANN: Meine Vision für unser Werk ist, dass wir uns weiterhin für die Begegnung zwischen den Menschen einsetzen, ökumenisch, interreligiös. Wir respektieren das Selbstbestimmungsrecht unserer Partner:innen. Aber es gibt keine Alternative zum Dialog, zur Begegnung, vor allem auch zur präsentischen Begegnung. Nur so können wir die ökumenische Lerngemeinschaft voranbringen, für die wir stehen. »Die Mission der Zukunft wird ökumenisch orientiert sein müssen«, schreib der Theologe Eberhard Jüngel auf der EKD-Synode 1999 in Leipzig den deutschen Kirchen ins Stammbuch, »oder sie wird überhaupt nicht mehr sein.« Freilich: Diese Mission ist die missio Dei. Das heißt: Gott schafft den Glauben, wir können nur Zeugnis ablegen für das, was wir lieben, um Fulbert Steffensky frei zu zitieren.

KRAKAU

Wie kann der Heilige Geist zur Einheit führen?

Mehr als tausend Menschen aus der ganzen Welt kamen zur 13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes (LWB) in Krakau in Polen zusammen. Einen zentralen Vortrag hielt Pfarrer Dr. **Bruk Ayele.** Er kommt aus unserer äthiopischen Partnerkirche und ist Präsident des **Mekane-Yesus-Seminars.** »Wie kann der Heilige Geist uns zu einer Einheit führen – angesichts all der gegenwärtigen Krisen? Zersplitterung, Diskriminierung, Stigmatisierung, Ethnozentrismus, Stammeskonflikte, Unterdrückung, Ungerechtigkeit, Konflikt, Krieg, Völkermord, Sklaverei und irreführende Theologien…«, so Dr. Ayele. Obwohl dadurch »unsere Vielfältigkeit herausgefordert« werde, sagte er, »wissen wir, dass Gnade im Überfluss vorhanden ist, also ist diese vom Geist gegebene Gnade da, um uns dabei zu helfen, zur göttlichen Einheit zurückzukehren.«

Vielfältigkeit spiegelt auch die **Äthiopische Evangelische Kirche Mekane Yesus** selbst wieder: Sie umfasst Menschen aus über 60 der im Land vorkommenden 86 ethnischen und sprachlichen Gruppen. »Unsere ethnische Zugehörigkeit ist äußerst vielfältig«, bestätigte Bruk Ayele. Missionarinnen und Missionare kamen aus Deutschland, Schweden, Norwegen, Amerika und anderen Ländern. »Dennoch haben uns diese Verschiedenartigkeiten nicht davon abgehalten, eine vereinigte Kirche zu sein: eins in Christus und eins im Geist.« Die 13. Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes wurde von der Evangelisch-Augsburgischen Kirche in Polen ausgerichtet, ebenfalls eine Partnerkirche des Berliner Missionswerkes.

TANSANIA

Missionsgeschichte vor Ort aufarbeiten

Kidugala im Süden Tansanias war früher eine Station der Berliner Mission, heute beherbergt der Ort ein Seminar der tansanischen Partnerkirche. Mit einem Archiv, das der ganzen Süd-Region der Kirche zur Aufarbeitung ihrer Geschichte dient.

Auf seiner Reise nach Tansania besuchte Afrika-Referent **Dr. Martin Frank** Kidugala, heute ein Seminar der **Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELCT).** Die Kirche abeitet zurzeit daran, dem Archiv in Kidugala eine nutzerfreundliche Struktur zu geben, es vielleicht sogar zu digitalisieren. Es beherbergt viele Dokumente aus der Frühzeit der Mission, viele Texte sind auf Deutsch erhalten. Archivar **Ngakonda** wird demnächst im Goethe-Institut Daressalam einen Deutschkurs besuchen, damit er die Quellen lesen und einordnen kann. Bis dahin arbeitet er mit alten Lehrbüchern aus dem Archiv, um sich die Sprache der Missionare anzueignen. »Ich bin beeindruckt von seinem Engagement, und kann mir gut vorstellen, dass daraus ein gemeinsames Projekt wird«, so Dr. Frank, »eine wunderbare Sache, dass die Missionsgeschichte vor Ort, von unseren Partnern selbst aufgearbeitet wird«.

Kidugala liegt auf einem Plateau in 1800 Meter Höhe, zwischen den Savannen der Ebene und den Vulkanketten vor dem tief eingeschnittenen Njassasee. Dort errichteten Berliner Missionare 1898 eine Missionsstation. Neben vielen anderen Aktivitäten entstand dort im Jahr 1904 auch eine Schule, die 1953 von der Lutherischen Kirche von Süd-Tanganjika, der späteren Süd-Diözese der ELCT übernommen wurde. 1982 wurde die Station zum Lutherischen Seminar erweitert. Es besteht heute aus einer Secondary School (Oberschule), einer Bibelschule, in der Mitarbeitende zu Pfarrern und Evangelisten (Hilfsgeistlichen) für die lutherischen Gemeinden ausgebildet werden sowie einer Ausbildungsstätte für Lehrer:innen.

MISSIONSWERK

Lobetal: Arbeit statt Almosen

Traditionell verbindet das Berliner Missionswerk seine Betriebsausflüge mit Besuchen in Kirchengemeinden und kirchlichen Einrichtungen. So auch in diesem Jahr. Für den Besuch in Lobetal gab es noch einen weiteren Grund: **Michaela Fröhling,** bis 2022 Referentin für missionarische Dienste, begrüßte die Mitarbeitenden an ihrer neuen Wirkungsstätte, der Hoffnungstaler Stiftung Lobetal. Hier kümmert sie sich um die Jugendarbeit, Seminare für Mitarbeitende, den Religionsunterricht der Bernauer Pflegeschule und um die Seelsorge in den Einrichtungen. Zunächst besuchten die Mitarbeitenden die Hoffnungstaler Werkstätten in Biesenthal. Jeder kennt **»Lobetaler Bio«** – hier kommt es her. Hier stehen die Molkerei, die Gärtnerei, die Landwirtschaft, die Holzverarbeitung. Und überall arbeiten Menschen mit und ohne Behinderung zusammen: »Arbeit statt Almosen«, so der Grundsatz, der auf den Gründer Lobetal, Pfarrer **Friedrich von Bodelschwingh,** zurückgeht. »Das wird hier gelebt«, betont Michaela Fröhling. Danach führte **Cornelia Wilcke** – die in Lobetal aufgewachsen ist und heute wieder lebt – durch ihren Ort. Lobetal wurde 1905 von Bodelschwingh als Arbeiterkolonie gegründet. Hier sollte den zahllosen Arbeitslosen und Obdachlosen in Berlin geholfen werden. Hoffnungstal, die erste Wohnstätte, erwies sich als unzureichend und wurde 1906 nach Lobetal verlegt. Heute beherbergt Lobetal die Hoffnungstaler Stiftung, die Dienste für Menschen mit Behinderungen, ältere Menschen, Kinder und Jugendliche, Geflüchtete und Epilepsie-Patienten in fünf Bundesländern anbietet. Das Dorf wurde nach der Wiedervereinigung behindertengerecht umgestaltet. Zum Ende der Führung verriet Cornelia Wilcke (Re.; mit Gemeindedienstreferentin Meike Waechter) noch eine ganz besondere familiäre Verbindung zum Berliner Missionswerk: Theodor Fliedner, Gründer Talitha Kumis, war ihr Ur-Urgroßvater.

RUMÄNIEN

Besuch in Kirchen und Kirchenburgen

Auf Einladung der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien mit ihrem **Bischof Reinhart Guib** war der anhaltische **Kirchenpräsident Joachim Liebig,** stellvertretender Vorsitzender des Missionsrates, im Juli zu Gast in Siebenbürgen. In Erinnerung bleiben neben einzigartigen Kirchen und Kirchenburgen unter anderem die wunderbare Gastfreundschaft, spannende Begegnungen und die höchst engagierte Arbeit der Haupt- und Ehrenamtlichen. Als christliche und kirchliche Minderheit in einer herausfordernden Situation in die Gesellschaft auszustrahlen, dieses Anliegen verbindet die evangelischen Kirchen in Siebenbürgen und in Anhalt. Am Ende des Besuchs hielt Kirchenpräsident Liebig die Predigt im Sonntagsgottesdienst in der Schwarzen Kirche von Kronstadt/Brașov, der größten gotischen Kirche Südosteuropas.

»Festhalten an der *Vision* des *Friedens*«

Talitha Kumi setzt auf Versöhnungsarbeit

»Was gibt es für eine andere Wahl, als für eine friedlichere Zukunft zu arbeiten?!« Pfarrer Dr. Simon Kuntze, Nahostreferent des Berliner Missionswerkes, spricht über die aktuelle Situation im Heiligen Land und über die Möglichkeit von Frieden in der Region.

INTERVIEW: KAROLA KALLWEIT

Talitha Kumi ist eines Ihrer größeren Projekte.

SIMON KUNTZE: Ja, die meisten unserer Freiwilligen arbeiten auf dem Schulcampus in Talitha Kumi – in der Schule, im Kindergarten, im Umweltprojekt, in einem Mädchenprojekt. In diesem Jahr waren insgesamt neun Freiwillige in der Westbank und in Jerusalem. Es war ein paar Tage lang unklar, ob es das Beste ist, sie dort zu lassen – sie fühlten sich an ihren Orten ziemlich sicher, obwohl die Raketen der Hamas auch Richtung Jerusalem und Beit Jala flogen. Aber am Dienstagabend nach dem Terrorangriff, am 10. Oktober, war klar, dass wir sie dort rausholen sollten. Es war eine Woche lang eine sehr unsichere und belastende Situation – für die Freiwilligen, für die Menschen, die sie dort kennengelernt haben, natürlich für die Familien und auch für uns hier. Wir waren dann sehr froh und erleichtert, als sie alle sicher in Deutschland gelandet waren.

Zurück in Deutschland, wie geht es den Freiwilligen mit dem Erlebten?

SIMON KUNTZE: Sie brauchen noch eine Weile, um hier richtig anzukommen. Sie mussten sehr schnell einen Ort verlassen, an dem sie sich eingelebt hatten. Sie haben einen Kriegsausbruch erlebt und wussten lange nicht, was geschehen wird. Sie werden nun professionell und psychologisch begleitet. Wir sind in sehr

engem Kontakt zu ihnen, auch um die Frage zu klären, wie es jetzt weitergeht.

Wie ist die Situation nun vor Ort in Talitha Kumi?

SIMON KUNTZE: Die deutschen Lehrer:innen sind ausgereist. Sie führen den Unterricht über das Internet fort. Die palästinensischen Lehrer:innen sind vor Ort. An der Schule gibt es aktuell Hybrid-Unterricht. Die Schülerinnen aus der Umgebung, die kommen wollen, werden in der Schule unterrichtet. Wer sich sorgt, seine Wohnung zu verlassen, oder nicht zur Schule kommen kann wegen der Einschränkungen, kann über das Internet am Unterricht teilnehmen. Die Schule ist durch die Coronazeit gut vorbereitet auf so eine Situation. Insofern lässt sich manches ganz gut organisieren. Ich mache mir aber Sorgen wegen der Situation der Kinder und Schüler:innen. In Israel, im Westjordanland, im Gazastreifen wird gerade eine weitere Generation traumatisiert durch die Gewalt und den Krieg. Kinder leiden unter den Auswirkungen von Bedrohung und Gewalt. Das wird uns noch lange beschäftigen.

Können Sie ein Stimmungsbild geben, wie es den Christinnen und Christen im Heiligen Land aktuell geht?

SIMON KUNTZE: Viele Christen in der Westbank haben Angst vor den Raketen. Manche fürchten sich davor, dass es zu Kämpfen kommt zwischen jüdischen und arabischen Bewohnern der Westbank, auch zu Vergeltungsschlägen, und gehen nicht mehr aus dem Haus. In der Westbank gibt es gerade ständig Schießereien und Gewaltakte. Die Bewegungsfreiheit ist stark eingeschränkt. Es wird auch zu Teuerungen kommen, und so wird sich die soziale Lage verschärfen. Die Erlöserkirche in Jerusalem lädt zu Friedensgebeten ein. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL) hat sich in Statements zur Situation geäußert. Es gibt auch Enttäuschung darüber, dass »die« Theologen aus dem Westen die palästinensischen Christen nicht verstehen und zu sehr für Israel Position beziehen.

Bereits kurz nach den Anschlägen vom 7. Oktober äußerten sich die ELCJHL und Vertreter, darunter die palästinensische Pfarrerin Sally Azar, die ihr Vikariat in der EKBO gemacht hat, relativierend zu den Ereignissen. In einem Statement der ELCJHL heißt es beispielsweise, der Krieg in Gaza sei ein »Symptom eines Volkes, das durch extensive und systematische Gewalt und Unterdrückung tief verwundet ist«. Dafür gab es Kritik. Wie steht das Missionswerk zu den Äußerungen?

SIMON KUNTZE: Ich hätte in dem Statement der ELCJHL zum 7. Oktober auch gerne gelesen, dass die ELCJHL den Terror der Hamas verurteilt und um die toten israelischen Zivilisten trauert. Ziel der Hamas ist es, Israel auszulöschen. Dagegen muss man sich auch klar aussprechen. Dieses Statement hätte also, denke ich, ein stärkeres Zeichen gegen den Hass und für den Frieden werden können. Aber wir können nicht für die ELCJHL sprechen. Wir im Berliner Missionswerk verurteilen das Terrormassaker der Hamas einhellig. Dafür gibt es keine Rechtfertigung, auch nicht im Blick auf die politische Situation. Die ELCJHL bleibt allerdings ein wichtiger Partner für uns in dieser Region, und wir bleiben im Gespräch. Gerade jetzt ist es wichtig, dass wir zu verstehen versuchen, warum wir handeln und reden, wie wir es tun. Auch das ist Arbeit für Frieden und Versöhnung.

Was bedeuten die Terroranschläge und der aktuelle Krieg für den Friedensprozess in Nahost und für den interreligiösen Dialog in der Region?

SIMON KUNTZE: Es gibt immer noch Leute in Israel und Palästina, die festhalten an der Vision, dass die Menschen in dieser Region – ob nun Juden, Christen, Muslime, Bahai, Buddhisten, ob Israelis oder Palästinenser – dort friedlich zusammen leben müssen und auch leben werden. Menschen wie Anton Goodman von »Rabbis for Human Rights«, der nach den Anschlägen der Hamas zum interreligiösen Friedensgebet eingeladen hatte. Oder die Frauen von »Women Wage Peace« und »Women of the Sun«, einer israelischen und einer palästinensischen Friedensinitiative – auch von »Women Wage Peace« ist eine Frau am 7. Oktober entführt oder getötet worden. Die israelische Organisation »Women Wage Peace« fordert eine neue Friedenspolitik der israelischen Regierung. Solche Menschen sind für mich gerade die Realisten. Was gibt es denn für eine andere Wahl, als für eine friedlichere Zukunft zu arbeiten?

Der Text ist eine gekürzte Fassung eines Interviews, das zuerst in der Evangelischen Zeitung vom 30. Oktober 2023 erschien. Das ganze Gespräch finden sie unter → berliner-missionswerk.de/aktuelles

AUS AKTUELLEM ANLASS

Diesen Text habe ich einige Wochen vor dem 7. Oktober geschrieben. Heute würde ich ihn anders schreiben. Nach dem Massaker an Jüdinnen und Juden in Israel ist der Blick ein anderer. Jedes Nachdenken und Sprechen über Israel und Palästina beginnt jetzt bei diesem Terroranschlag der Hamas.
Zahlreiche Frauen und Gemeinden, die sich für den Weltgebetstag engagieren, nehmen sich jedes Jahr viel Zeit, um sich in die Thematik des jeweiligen Landes zu vertiefen. Es ist deshalb eine große Chance, vielen Menschen die Komplexität des Nahostkonfliktes nahezubringen. Es ist eine Chance, detailliert miteinander ins Gespräch zu gehen, gemeinsam zu lernen und Vorurteile kritisch zu hinterfragen. Wie in dem Artikel angedeutet, gehört es unbedingt dazu, Frauen aus Israel und Palästina zuzuhören. Gleichfalls ist es Aufgabe von Kirchen und Gemeinden, sich solidarisch gegenüber Jüdinnen und Juden in Deutschland zu zeigen, die derzeit besonders bedroht werden.

An die FRAUEN *denken*

Vorbereitung für den Weltgebetstag 2024

»Erzählt in Deutschland, wie es wirklich ist«: Der Weltgebetstag 2024 wird von Frauen aus Palästina gestaltet. Auch für die Multiplikatorinnen in Deutschland hat die Arbeit längst begonnen. Daher bot unser Werk eine Vorbereitungsreise ins Heilige Land an – und die Teilnehmerinnen kehrten mit starken Eindrücken zurück.

TEXT: MEIKE WAECHTER

Im Mai war ich mit einer Gruppe zur Vorbereitung des Weltgebetstages in Palästina. Und wir haben viele Aufträge bekommen: von den palästinensischen Frauen, die sich für Gleichberechtigung ihrer Kirche engagieren, von muslimischen Frauen, die sich um die Sicherheit ihrer Kinder sorgen und von israelischen Frauen, die sich nach einer Lösung des jahrzehntealten Konfliktes sehnen und dafür auf die Straßen gehen und demonstrieren.

Ich hatte damit gerechnet, viel zu erfahren, zu sehen, zu hören, die Lebenssituation der Menschen kennenzulernen, den Konflikt besser zu verstehen und die Geschichte.

Ich hatte nicht damit gerechnet, dass das Mitteilungsbedürfnis auf allen Seiten so groß sein würde und die damit verbundene Bitte: »Erzählt in Deutschland, wie es wirklich ist.«

Diese Bitte passt zum Anliegen des Weltgebetstages. Das Motto: Informiert beten, betend handeln! prägt den Weltgebetstag seit Jahrzehnten. Wir können nur ehrlich und authentisch füreinander beten, wenn wir die Situation der anderen kennen.

Mit diesem Auftrag der unterschiedlichen Frauen im Kopf möchte ich die Vorbereitung des Weltgebetstages gestalten.

Wie in jedem Jahr werden wir in diesem Jahr die Situation von Frauen in Palästina besonders in den Blick nehmen. Die Christ:innen sind eine kleine Minderheit im Land. In der Westbank und Ostjerusalem gehören etwa zwei Prozent der Bevölkerung einer Kirche an. Sie sehen sich in der direkten Tradition der Urgemeinde stehend. Das Leben auch in den Kirchen ist sehr patriarchal geprägt. Trotzdem oder genau deshalb gibt es viele engagierte christliche Frauen in Palästina. Für alle, sowohl für Angehörige muslimischen Glaubens als auch Christ:innen, ist der Alltag von der israelischen Besatzung geprägt. Die Mobilität ist eingeschränkt, die Sicher-

Die Gruppe besucht das Schulzentrum Talitha Kumi, Ort der Bildung und der Friedenserzeihung. Der 7. Oktober liegt in weiter Ferne.

Seit 1932, immer am ersten Freitag im März, beschäftigt sich der Weltgebetstag mit der Lebenssituation von Frauen eines anderen Landes. Christliche Frauen aus einem Partnerland – 2023: Taiwan, 2024: Palästina und 2025: Cook-Inseln – wählen Texte, Gebete und Lieder aus. Diese werden dann in weltweiten Gottesdiensten gefeiert.
Die Liturgie des nächsten Weltgebetstages wurde lange vor dem 7. Oktober geschrieben. Das ist allen, die die Gottesdienste am 1. März 2024 vorbereiten, bewusst. Es ist unerlässlich, an diesem Tag zur – dann aktuellen – Situation Stellung zu beziehen. In dieser Reflektion kann dann gemeinsam mit den Frauen aus Palästina für den Frieden in Israel und Palästina gebetet werden.

heitslage angespannt. Viele Menschen sind traumatisiert. Sie glauben nicht mehr an eine bessere Zukunft. Eine Lösung des Konfliktes zwischen Israel und Palästina ist in weite Ferne gerückt.

Wir als Deutsche blicken auf diesen Konflikt anders als auf andere Konflikte in der Welt. Durch die Schuld der Shoah sind wir Israel anders verbunden als anderen Ländern. Das Sicherheitsgefühl der Israelis rührt in der gewaltvollen Geschichte, die wir mit zu verantworten haben. So sind wir keine neutralen Beobachter:innen, sondern Israel und Palästina immer in doppelter Solidarität verbunden.

Zwangsläufig ist die Perspektive der palästinensischen Frauen, die die Weltgebetstagsliturgie erarbeitet haben, eine einseitige Perspektive. Es ist ihre Perspektive und sie erzählen von ihrem Alltag. Aber durch unsere Geschichte haben wir die Verantwortung, dass wir hier in Deutschland diese Perspektive ergänzen. Zur Vorbereitung des Weltgebetstages gehört es deshalb für mich, die umfassende Komplexität des Konfliktes anzusprechen. Ich möchte den Auftrag der palästinensischen und auch der jüdisch-israelischen Frauen ernst nehmen, um beim Weltgebetstag informiert für den Frieden beten zu können. /

Meike Waechter

ist Gemeindedienstreferentin des Berliner Missionswerkes und hat die Gruppe ins Heilige Land begleitet.

Überwältigender EMPFANG

Elf Brunnen schenken Wasser und Zukunft

Neun Kilometer Wasserleitung, elf Zapfstellen in entlegenen Regionen: Vom neuen Brunnensystem in Äthiopien profitieren viele Menschen! Kollege Martin Frank hat das Wasserprojekt im Distrikt Boreda besucht.

TEXT UND FOTOS: MARTIN FRANK

Ein alter Mann schnitzt uns noch Stöcke zurecht, damit wir nicht ausrutschen. Mit mehreren Pickups sind wir die 90 Kilometer von Arba Minch Richtung Norden bis auf diese Bergkuppe gefahren: meine zwei Begleiter aus dem Kirchenkreis Berlin Nord-Ost, die Kirchenleitenden der evangelischen Mekane Yesus Kirche aus Arba Minch und Vertreter der Region Boreda wie auch der betroffenen Kommunen. Wir sind gespannt, das neue Wasserprojekt zu sehen, das unsere Partnerkirche in Zusammenarbeit mit den Kommunen und der lokalen Bevölkerung die letzten zwei Jahre ausgeführt hat.

Die Fertigstellung hatte sich immer wieder verzögert, der Krieg im Norden Äthiopiens führte zu Lieferengpässen und Inflation. Nun sind wir umgeben von smaragdgrün leuchtenden Hügeln auf 2.000 Metern Höhe. Der steile Pfad abwärts, den wir gleich nehmen werden, schlängelt sich am Hang entlang. Er führt an einigen Gehöften vorbei zu einem frisch einbetonierten Behälter, der das Wasser aus vielen kleinen Quellen sammelt. Das Gelände ist sumpfig. Der Besitzer baute hier Tonga an und wollte das Stück Land erst nicht verkaufen. Es brauchte lange Verhandlungen, bis er bereit war, das Grundstück zu verkaufen. Das war nicht die einzige Schwierigkeit. Aufgrund des schlammigen Bodens rutschte der Hang immer wieder ab. Eisenbeton half schließlich dabei, den wuchtigen Behälter zu gießen. Alle Materialien mussten dabei erst aus Addis Abeba – 600 Kilometer entfernt – geholt werden, um dann an diesen unwegsamen Ort transportiert zu werden. Zuletzt auf dem Rücken der Arbeiter. Auf dem Weg umarmt mich eine Frau am Straßenrand vor Freude über den neuen Wasseranschluss spontan und drückt mich – sehr ungewöhnlich in einem Land, in dem Frauen oft unsichtbar sind und abseits der Männer agieren. Noch dazu bin ich ein Fremder – aber vielleicht ist die Geste gerade deswegen statthaft.

Am Behälter angekommen sehen wir den weiten Weg der Wasserleitung. Zuerst mündet sie in den ersten Anschluss für die umliegenden Bauern, dann aber verschwindet sie hinter den Hügeln und erreicht ein weiteres Auffangbecken. Von dort führt sie hinter die Berge ins Tal zu den Dörfern. Um dorthin zu kommen, müssen wir den steilen Weg nun wieder nach oben klettern und mit den Pickups um die schroffen Abhänge herumfahren. Im Dorf werden wir überschwänglich empfangen: Alle Bewohner:innen haben sich versammelt. Sie sitzen an Schulbänken, die sie aus der Grundschule aufs freie Gelände getragen haben.

Im Gatter, inmitten des grünen Hochlandes: Einer der neuen Brunnen.

Zuerst müssen wir die Bänder durchschneiden und den letzten Wasseranschluss symbolisch freigeben. Dann wird unsere große Delegation in ein besonderes Gebäude geleitet, eine Art Gemeindehaus. Dort gibt es Injerra mit rohem Fleisch serviert, eine Delikatesse, angerichtet mit scharfer Sauce auf riesen Tellern. Abgesäbelt wird mit einem Dolch. Wir bekommen anstelle des Fleisches Hackfleischsoße. Anschließend gibt es wie immer besten äthiopischen Espresso.

Im Haus selber servieren nur Männer, nur für uns kommt eine junge Frau hinzu. Bei der anschließenden Kaffeezeremonie werden ebenfalls Frauen zugelassen. Die bedienenden Männer stecken sich gegenseitig große Fleischbrocken in den Mund, eine Geste des Vertrauens, wird mir erklärt. Nach dem Essen geleiten uns die Gastgeber in die Mitte des Platzes; jetzt beginnt die Zeit der Reden. Wir werden oft erwähnt, häufig mit einem gewissen Erstaunen.

Finanziert wurde das jüngste Wasserprojekt in Äthiopien mit Gesamtkosten in Höhe von 71.000 Euro weitestgehend (54.000 Euro) durch den Kirchenkreis Berlin Nord-Ost. Das Berliner Missionswerk unterstützte das Projekt mit weiteren 17.000 Euro.

Mehr zu unseren Wasserprojekten in Äthiopien

→ berliner-missionswerk.de/projekte-spenden/afrika/aethiopien-brunnenbau

Mehr zur Äthiopischen Evangelischen Kirche Mekane Yesus:

→ berliner-missionswerk.de/partner-kirchen-weltweit/afrika/aethiopische-ev-kirche-mekane-yesus

Oben li.: Die Dorfältesten verpflichten sich, die Brunnen zu erhalten.

Die Menschen kommen von weit her: „Ein überwätigender Empfang!“

Li.: Alle Bewohner:innen haben sich versammelt, an Schulbänken.

Wir kämen doch von so weit her – und seien trotzdem am Wohl der Gemeinschaft hier im Süden Äthiopiens interessiert. Ja, wir würden uns sogar aus der Ferne um sie kümmern. Die Ältesten der Gegend stehen in weißen Gewändern in der Reihe, um sich öffentlich zu verpflichten, für den Erhalt der Wasserleitung zu sorgen. Der im Ort zuständige Älteste kniet sich auf den Boden und ruft Gott an, dass er schon so lange um Wasser gebeten habe und es jetzt noch erleben darf, dass das Wasser tatsächlich ins Dorf kommt. Auch Nana Dorn als Pfarrerin des Kirchenkreises Nord Ost und ich als Vertreter des Berliner Missionswerkes dürfen zu der Menge sprechen. Später bekommen wir große Stoffbahnen, die als Gewänder dienen, geschenkt.

Was für ein überwältigender Empfang ist uns bereitet worden! Als wir wieder Richtung Arba Minch fahren, ist die Stimmung entsprechend gut. Eindrücklicher hätten wir nicht erleben können, wie grundlegend ein Wasseranschluss für ein gutes Leben ist.

Dr. Martin Frank

ist Afrikareferent des Berliner Missionswerkes und freut sich bei jedem Besuch in Äthiopien über die Gastfreundschaft der Menschen.

Drei FRAGEN *an…*

Pfarrer Samir Sadak leitet den Sozial- und Entwicklungsdienst (CSD) der Nilsynode, protestantische Partnerkirche des Berliner Missionswerkes in Ägypten. Sie hat etwa 250.000 Mitglieder in 314 Gemeinden und ist Trägerin von 22 Schulen, die Kindern und Jugendlichen einen Bildungsweg vom Kindergarten bis zum Abitur anbieten. Darüber hinaus ist sie Trägerin einer Spezialschule für Behinderte und einer Berufsschule für Sekretärinnen. Neben den Bildungseinrichtungen unterhält die Kirche Krankenhäuser und Gesundheitsstationen.

… SAMIR SADAK

Was sind die drängendsten Herausforderungen?

Samir Sadak: Inflation und Klimawandel. In den letzten beiden Jahren sind die Preise explodiert, sie haben sich verdoppelt und verdreifacht. Aber die Löhne sind gleich geblieben. Ebenso sind die Mieten gestiegen, die Menschen haben nichts zu essen und verlieren darüber hinaus ihre Wohnung. In diesem Sommer wurde auch dem letzten deutlich, dass Klimawandel uns alle trifft. In den letzten drei Jahrzehnten ist die Temperatur in Ägypten um über ein Grad angestiegen, alleine in den letzten zehn Jahren stieg die Temperatur um ein halbes Grad. Das liegt über dem globalen Durchschnitt! In Kairo und in anderen Landesteilen haben wir in diesem Sommer Temperaturen bis zu 47 Grad gemessen. Klimaanlagen können sich nur wohlhabende Familien leisten. Abgesehen von den Anschaffungskosten sind es vor allem die horrenden Stromkosten, die Klimaanlagen zu einem Luxusgut machen. Auch hier gilt: Die Armen leiden am meisten.

Warum ist der Sozial- und Entwicklungsdienst so wichtig für die protestantischen Christ:innen Ägyptens?

Samir Sadak: Zum einen möchte unsere Kirche die Gläubigen im Glauben begleiten. Aber wir möchten ihnen auch helfen, besser zu leben. Deshalb hat der CSD zum Beispiel Programme mit Mikrokrediten. Damit die Menschen selbstständig werden können. Damit ihre Kinder eine Schule besuchen, etwas lernen können, eine Perspektive haben. Zweitens helfen wir Straßenkindern. Ich selbst sehe immer wieder Kinder, die den Müll nach einem Stück Brot durchsuchen müssen. Wir können nicht allen helfen, aber wir tun, was wir können. Drittens: In jüngster Zeit werden Hilfen für junge, alleinstehende Frauen immer wichtiger. Die Not ist groß, denn unter den Armen in Ägypten werden Mädchen immer noch sehr jung verheiratet, aus der Not heraus. Aber viele der jungen Ehemänner machen sich nach Europa auf, um Arbeit zu suchen. Sie nutzen illegale, lebensgefährliche Routen. Viele sterben unterwegs. Den Witwen und die Halbwaisen stehen dann vor dem Nichts. Ihre Familien können sie nicht unterstützen – sie können sich ja kaum selbst helfen. Hilfe vom Staat gibt es nicht. Wir wollen, dass sie sich selbst helfen können, dass sie zum Beispiel eine kleine Schneiderei aufmachen können. Wir geben ihnen eine Nähmaschine und eine Ausbildung.

Wo engagieren Sie sich?

Samir Sadak: Vor allem in den armen Gemeinden Oberägyptens. Von Norden nach Süden nimmt die Armut zu in unserem Land. Im Nildelta gibt es wohlhabende Kirchengemeinden, aber in den kleinen Dörfern im Süden des Landes leben Familien mit drei und vier Kinder in einem Raum, ohne fließendes Wasser und Toiletten, manchmal ohne ein Dach über dem Kopf. Dort hilft unsere Kirche.

Kazuteu Kageyama

leitet das Kinderheim »Horikawa Aiseien« in der japanischen Provinz von Fukushima. Die Einrichtung kümmert sich liebevoll um Waisenkinder sowie um Kinder, die aus schwierigen Verhältnissen kommen und in ihren Familien vernachlässigt, geschlagen oder missbraucht wurden. Der Sozialarbeiter verlor selbst mit 13 Jahren seine Eltern. Aufgewachsen in der Großstadt Yokohama, zog er zu seinem Onkel aufs Land. Und fühlte sich dort zunächst »einsam und verwirrt«. Sein Ziel heute: Die Kinder in Aiseien sollen behütet aufwachsen und wieder Vertrauen zu Gott und den Menschen aufbauen.

Hu Chi-Yi

arbeitet im Office der Presbyterian Church of Taiwan (PCT) in der Hafenstadt Kaohsiung. Klingt erst mal unspektakulär. Aber: Chi-yi ist da, wenn sie gebraucht wird. Sie vernetzt, sie ist jederzeit ansprechbar, sie kümmert sich. Und sie dolmetscht, fotografiert und begleitet Gästegruppen vor Ort. »Es bereitet mir große Freude zu helfen und die Arbeit des Fishermen and Seamen´s Center in Kaohsiung vorzustellen«, betont sie. »Denn das Center leistet Großartiges – zu Gunsten der einsamen und oft traumatisierten Seeleute, die im Hafen anlanden. Das will ich unterstützen!«

Marharyta Ratushniak

kommt aus der Ukraine und ist beeindruckt von der Brücke zwischen Frankfurt/Oder und Słubice: »Wie sie die Menschen verbindet, als sei es das Normalste der Welt«. Sie kommt aus der Ukraine, aus Schostka im Nordosten des Landes. Ihre Heimat leidet seit Februar 2021 unter einem mörderischen Angriffskrieg, der die Menschen zweier Länder für lange Zeit entzweit. Seit September ist sie für ein Jahr Inwärts-Freiwillige des Berliner Missionswerkes. Zuvor lebte sie in Polen und arbeitete für das EU-Parlament in Breslau. Jetzt unterstützt sie das Team der Christlichen Begegnungstage 2024 und lebt in Frankfurt. Nahe der Oderbrücke, die Menschen aus zwei Ländern verbindet.

Gertraud Schöpflin

schrieb 2022 ihren ersten Roman über eine Missionarin: »Auf der anderen Seite des Sturms«. In ihrem nächsten Roman rückt sie China in den Mittelpunkt – und wieder die Berliner Mission. Weil eines ihrer Markenzeichen die aufwendige Recherche ist, hat sie dafür das Missionshaus besucht. Den authentischen Ort der Ausbildung und Aussendung. Hier begann alles: der Abschied von Freunden und Familien, die monatelangen Reisen in die Missionsgebiete, später die Entbehrungen in der Ferne. »Mich beeindruckt die Hingabe und Verwegenheit dieser Christinnen und Christen«, sagt Schöpflin, »davon will ich in meinen Romanen erzählen«

Joachim Liebig

ist Kirchenpräsident der anhaltischen Landeskirche, einer der beiden Trägerkirchen des Berliner Missionswerkes. Im März 2024 wird er nach 23 Amtsjahren in den Ruhestand gehen. Als stellvertretender Vorsitzender des Missionsrates war er der Ökumene immer besonders verbunden; auch dem Heiligen Land und seinen Christinnen und Christen. So vertrat er beispielsweise 2023 das Berliner Missionswerk gemeinsam mit Direktor Dr. Christof Theilemann bei der Ordination der ersten Pfarrerin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land. Deren Bischof, Ibrahim Azar, hat der anhaltischen Kirche aus diesem Anlass seinen besonderen Dank ausgesprochen; sie hatte Sally Azar ihr Vikariat in Deutschland ermöglicht.

Barbara Neubert

wurde in Hamburg geboren, hatte ihre erste Pfarrstelle an der dänischen Grenze, und wirkte in den letzten zehn Jahren in der Paulusgemeinde Berlin-Lichterfelde. Seit Anfang September ist sie im Berliner Missionswerk Referentin für den Kirchlichen Entwicklungsdienst und Kuba. Sie folgt auf Dr. Patrick R. Schnabel, der im Frühjahr zur EKD nach Berlin wechselte. »Meine wichtigste Aufgabe sehe ich in der Lobbyarbeit für eine kirchliche Entwicklungspolitik«, sagt sie. Ein gutes und praktisches Beispiel für die Arbeit sei der Faire Kaffee, hat sie jüngst in einem Interview gesagt, »ohne das Engagement von Christ:innen und Gemeinden wäre dieses Anliegen nie so stark geworden«. »Und natürlich freue ich mich auf die Partnerschaft mit Kuba«, ergänzt sie lachend, »ich liebe die spanische Sprache!«

Magdalena Stachura

wurde im Oktober wurde auf der Mitgliederversammlung des Dachverbandes Evangelische Mission Weltweit (EMW) in den Vorstand gewählt. Sie leitet seit März 2022 die Verwaltung des Missionswerkes und ist zugleich stellvertretende Direktorin. Zuvor war sie Referatsleiterin im Konsistorium der EKBO. Als studierte Betriebswirtin und Diakoniemanagerin war sie von 2016 bis 2019 Geschäftsführerin der Berliner Kirchengemeinde Tiergarten.

Titan-Tsu Lai

ist Kirchenältester der Veday-Gemeinde in den Bergen Taiwans. Drei seiner älteren Geschwister seien bei der Geburt gestorben, und so habe seine Mutter ihm den Namen »Geschenk des Himmels« gegeben, berichtet er stolz. Die Menschen in seiner Gemeinde gehören dem indigenen Volk der Rukai an. »Und 99 Prozent im Dorf sind Christen!«, betont der Kirchenälteste, der mit Humor und Engagement vom lebhaften Gemeindeleben berichtet. Der Presbyterian Church of Taiwan (PCT) ist es ein großes Anliegen, sich für den Erhalt der Kultur und der Sprache der indigenen Bevölkerung einzusetzen. Auch für Titan-Tsu Lai ist das wichtig. Und: »Mir bedeutet es viel, im Alltag von meinem Glauben zu erzählen und diesen weiterzugeben.«

Martin Frank

Von Kolleg:innen für Sie gelesen:

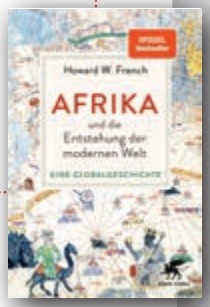
Afrika an die richtige Stelle gerückt

Elmina, heute ein verschlafenes Städtchen an der ghanaischen Küste, bildet in Howard W. Frenchs Globalgeschichte das geographische Zentrum für den weltweiten Gold- und Sklavenhandel. Ich habe die ehemalige riesige Sklavenburg selbst mehrfach besucht, habe die nassen dunklen Verliese gesehen und die berüchtigte »Door of No Return«, durch die die Sklav:innen nach Monaten der grausamen Ungewissheit auf die Schiffe vor der Bucht verschleppt wurden. Oft kommen Besucher:innen aus den USA und legen Kränze in Gedenken an ihre Vorfahren nieder, machen Photos, vergießen Tränen. Ihre persönlichen Geschichten zeigt anrührend, wie präsent die Geschichte der Sklav:innen immer noch ist.

French weitet in seinem monumentalen Werk den Blick über das Persönliche hinaus und zeigt, dass unsere »moderne Welt« insgesamt auf der ungeheuren Arbeit der Sklav:innen aufgebaut ist, vom sagenhaften Zuckerboom auf Barbados oder Sao Tomè um 1640 bis zur Erschließung des Mississippi-Deltas für Baumwolle am Vorabend des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs. Er webt aus den verschiedensten Erzählstoffen und Schauplätzen eine einzigartige Geschichte in der Begegnung zwischen Afrika und Europa bzw. der Neuen Welt. Er zeigt, wie die Moderne die Ursprünge ihres Reichtums verdrängt hat. Er rückt den Kontinent Afrika an die richtige Stelle, so wie man eine Landkarte neu zentriert.

Wir kennen Kolumbus und Da Gama jedenfalls vom Namen her. In ihrer Entdeckungsfreude sind sie scheinbar nur an dem Kontinent Afrika vorbeigesegelt. Aber es ging ihnen nicht um Abenteuer und die sogenannte Westpassage. Sie hatten von den unfassbaren Goldschätzen gehört, die sich in Westafrika befinden sollten. Wurde nicht immer wieder von der monumentalen Pilgerfahrt von Mansa Musa erzählt, der mit mehr als 60.000 Menschen und über 18 Tonnen Goldstaub über Kairo nach Mekka gereist war? In dem Moment, in dem Europa und Afrika durch den Goldhandel der Portugiesen mit den Ashanti aus Elmina in Kontakt traten, so French, wurde das Fundament unserer modernen Welt gelegt.

AFRIKA UND DIE ENTSTEHUNG DER MODERNEN WELT.
EINE GLOBALGESCHICHTE
Howard W. French
Klett-Cotta Verlag
Stuttgart 2023
512 Seiten, 35 €



Dazu kam der Sklavenhandel, denn ohne ihn wären die Produkte, die Europa und die sogenannte Neue Welt reich machen sollten wie Zucker, Kaffee, Baumwolle und andere, nicht möglich gewesen. In England stieg der Zuckerkonsum zwischen 1650 und 1800 um 2500 Prozent, schätzt French. Im Kaffeehaus, dem ersten Zentrum der sich bildenden Öffentlichkeit, wurde süßer Kaffee getrunken! Allein nach Jamaica wurden dafür mehr als 1,1 Millionen Sklav:innen verschleppt. Dennoch versucht French, die Abermillionen Sklav:innen nicht nur als Opfer darzustellen, die zu Tausenden in den Zuckermühlen starben oder deren Ernährung bis ins Kleinste kontrolliert und limitiert wurde. Er schildert ihren unermüdlichen Widerstand durch Aufstände, nicht zuletzt auch durch die Musik des Jazz und Blues, die auf den unzähligen Plantagen im Mississippi-Delta entstanden. Frenchs Buch ist bewegend und beschämend, eine »ebenso schmerzhafte wie notwendige Lektüre, die demütig werden lässt«, so die New York Times Review

200

BERLINER MISSION

200 JAHRE.

1 MISSIONSHAUS.

3 EVENTS.

JUBILÄUM

im MISSIONSWERK

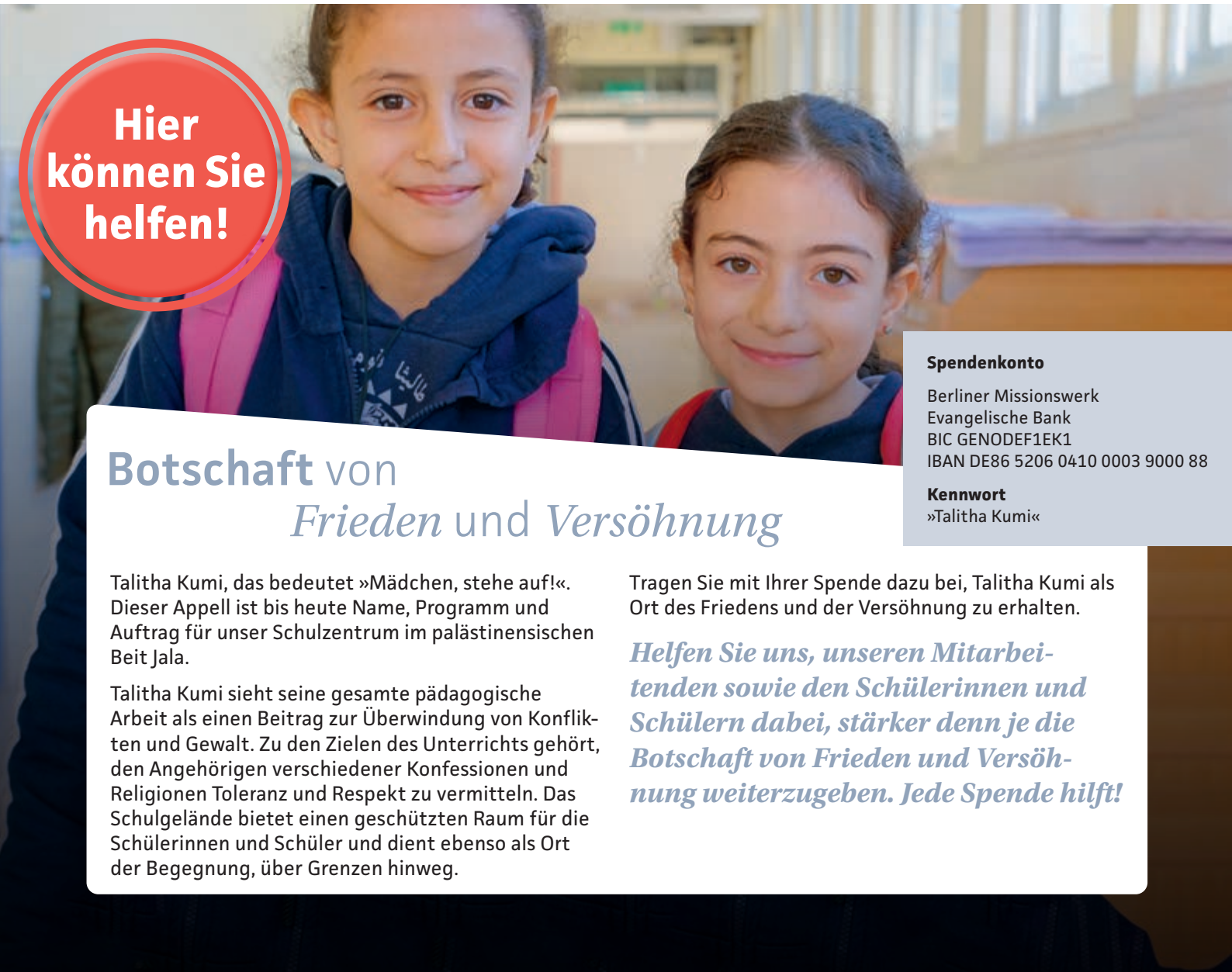
TAG der OFFENEN TÜR am 29. November 2023

FESTVORTRAG am 29. Februar 2024

HOFFEST am 15. September 2024

Weitere Informationen finden Sie unter
→ berliner-missionswerk.de

BERLINER MISSIONSWERK



Hier können Sie helfen!

Spendenkonto

Berliner Missionswerk
Evangelische Bank
BIC GENODEF1EK1
IBAN DE86 5206 0410 0003 9000 88

Kennwort
»Talitha Kumi«

Botschaft von *Frieden* und *Versöhnung*

Talitha Kumi, das bedeutet »Mädchen, stehe auf!«. Dieser Appell ist bis heute Name, Programm und Auftrag für unser Schulzentrum im palästinensischen Beit Jala.

Talitha Kumi sieht seine gesamte pädagogische Arbeit als einen Beitrag zur Überwindung von Konflikten und Gewalt. Zu den Zielen des Unterrichts gehört, den Angehörigen verschiedener Konfessionen und Religionen Toleranz und Respekt zu vermitteln. Das Schulgelände bietet einen geschützten Raum für die Schülerinnen und Schüler und dient ebenso als Ort der Begegnung, über Grenzen hinweg.

Tragen Sie mit Ihrer Spende dazu bei, Talitha Kumi als Ort des Friedens und der Versöhnung zu erhalten.

Helfen Sie uns, unseren Mitarbeitenden sowie den Schülerinnen und Schülern dabei, stärker denn je die Botschaft von Frieden und Versöhnung weiterzugeben. Jede Spende hilft!